



Der Körper als Subjekt qualitativer Sozialforschung

Gemeinsame Frühjahrstagung der DGS-Sektionen „Soziologie des Körpers und des Sports“ und „Methoden der Qualitativen Sozialforschung“

6./7. März 2015, Goethe-Universität Frankfurt a.M.

Campus Westend, Grüneburgplatz 1, PEG Gebäude, 1. OG, Raum PEG 1.G 191

Freitag, 6. März

13.00 – 14.45 Uhr

Begrüßung durch die Veranstalter

Anke Abraham (Marburg)

Der Körper als Erkenntnisquelle – Potenziale, Rahmungen, Übersetzungen

Clemens Eisenmann (Bielefeld/Siegen)

Robert Mitchell (Mainz)

(Ab)Wege bei der Forschung mit dem ‚eigenen‘ Körper: Ein Bericht aus der Erforschung von Taiji- und Yoga-Praxis

Pause

15.15 – 17.45 Uhr

Michael Staack (Frankfurt a.M.)

Der Körper des Forschers als Medium des Erkenntnisgewinns in der Ethnographie. Zur Integration des Forscherinnenkörpers in die ethnographische Erkenntnis-Dialektik von Befremdung und Vertrautmachung

Veronika Magyar-Haas (Zürich)

Unbehagen als Erkenntnisgewinn – Zur Bedeutung leiblichen Empfindens bei der Führung der Kamera in videographischer Forschung

Birgit Heimerl (München)

Mit Leib und Körper Ethnografin sein

Pause

18.00 – 19.30 Uhr

Mitgliederversammlung der Sektionen

20.00 Uhr

Gemeinsames Abendessen

Samstag, 7. März

9.00 – 10:30 Uhr

Cornelia Renggli (Zürich)

Dis-/abling Bodies: Der Körper als Subjekt in der Behinderungsforschung

Denisa Butnaru (Freiburg/Strasbourg)

Einführungsnarrative und Soziologie des Spürens als Möglichkeiten für „passende Körper“

Pause

11:00 – 12.30 Uhr

Thorsten Benkel (Passau)

Auf Distanz zur Körperzukunft. Dynamiken einer fragmentarischen Interaktion

Carsten G. Ullrich (Duisburg-Essen)

Daniela Schiek (Hamburg)

„grins“, „gähn“, „lol“ – Ent- und Verkörperlichkeiten in der Qualitativen Onlineforschung. Methodische und methodologische Überlegungen

12.30 – 13:00

Abschlussdiskussion



Ansprechpartner:

Prof. Dr. Ruth Ayaß (ruth.ayass@aau.at)

Prof. Dr. Robert Gugutzer (gugutzer@sport.uni-frankfurt.de)

Organisation vor Ort:

Prof. Dr. Robert Gugutzer

Institut für Sportwissenschaften

Sozialwissenschaften des Sports

Ginnheimer Landstr. 39

60487 Frankfurt a.M.

Tel. 069/798-24529

Sekretariat:

Gabriele Jablonski (jablonski@sport.uni-frankfurt.de)

Tel. 069/798-24525

Tagungsort:

Goethe-Universität Frankfurt a.M.

Grüneburgplatz 1

60323 Frankfurt a.M.

Campus Westend

Die Tagung findet im PEG Gebäude, 1. OG, PEG 1.G 191 statt.

Übersicht Campus Westend (PEG = Gebäude 9):

http://www.uni-frankfurt.de/38093807/Campus_Westend-pdf.pdf

Anfahrt zum Campus Westend:

http://www.uni-frankfurt.de/38074686/campus_westend

Unterkunft:

Eine Liste mit Hotels und Pensionen in der Nähe des Tagungsortes finden Sie auf den Homepages der beiden Sektionen:

<http://www.soziologie.de/de/sektionen/sektionen/methoden-der-qualitativen-sozialforschung/portrait.html>

<http://www.soziologiekorpersport.de/>

Anmeldung:

Wir bitten um eine verbindliche Anmeldung für die Tagung bis zum **22. Februar 2015** per Email oder Telefon im Sekretariat bei Frau Jablonski.

Der Körper als Erkenntnisquelle – Potenziale, Rahmungen und Übersetzungen

Anke Abraham (Marburg)

anke.abraham@staff.uni-marburg.de

Als (ehemalige) Tänzerin, Körper- und Bewegungspsychotherapeutin sowie wissenssoziologisch und biographietheoretisch ausgewiesene Soziologin interessiert mich – neben einem Wissen *über* den Körper – seit geraumer Zeit der Körper als ‚Subjekt‘ und das Wissen *des* Körpers (vgl. etwa Abraham 2011) sowie die Frage, inwiefern der Körper als eine „Erkenntnisquelle“ (vgl. bes. Abraham 2002, Kap. 6) begriffen und genutzt werden kann. Durch intensive Erfahrungen im Bereich der sozialwissenschaftlich orientierten Biographieforschung, in künstlerischen und ästhetisch forschenden Kontexten sowie in pädagogischen und therapeutischen Settings ist der Körper bzw. ein leiblich-sinnlicher und leiblich-affektiver Zugang zur Welt zentraler Fokus meiner wissenschaftlichen Arbeit.

Vor diesem Hintergrund spricht mich die Tagung in besonderer Weise an und ich möchte den folgenden Fragestellungen nachgehen:

1. Was kann der Körper bzw. ein leibliches Aufgeschlossen-Sein im Forschungsprozess leisten?
2. Was braucht es (an Rahmenbedingungen, leiblichen Kompetenzen, Übung), damit der Körper bzw. der Leib sein / ein Erkenntnispotenzial entfalten kann?
3. Welche Transferleistungen, Übersetzungen und Symbolisierungsbewegungen sind nötig, damit das ‚gespürte‘ Wissen erkannt und verbalisiert werden kann?

Zur Beantwortung dieser Fragen werden zum einen Dokumente biographischen Forschens herangezogen und auf ihre leiblichen Botschaften sowie die Erkenntnispotenziale des Leibes hin befragt, zum anderen werden Verknüpfungen zwischen der Theoretisierung von Prozessen *ästhetischen* Forschens und den Prozessen *wissenschaftlichen* Forschens hergestellt (vgl. auch Abraham 2014). Hierbei soll verdeutlicht werden, unter welchen Bedingungen es gelingen kann, den Körper bzw. den Leib als eine Erkenntnisquelle zu nutzen. Die dritte Fragestellung greift das in der Tagungsankündigung angesprochene Verhältnis (bzw. die Vermittlung) von Körper/Leib und Sprache auf, wobei hier als bedeutsame Scharniere die Ebenen der Gefühle, Affekte und Stimmungen sowie Vorgänge der Symbolisierung konturiert werden – was wiederum Antworten auf die erstgenannte Frage geben kann.

Literatur:

- Abraham, Anke (2002): Der Körper im biographischen Kontext. Ein wissenssoziologischer Beitrag. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Abraham, Anke (2011): Der Körper als heilsam begrenzender Ratgeber? In: Keller, Reiner/Meuser, Michael (Hrsg.): Körperwissen. Wiesbaden: VS, 31-52.
- Abraham, Anke (2014): Das Prozesstagebuch als eine wissenschaftlich-ästhetische Methode zur Reflexivierung der Entwicklung innovativer Programme. In: Weber, Susanne Maria et al. (Hrsg.): Organisation und das Neue. Beiträge der Kommission Organisationspädagogik. Wiesbaden: Springer, 311-322.

Auf Distanz zur Körperzukunft. Dynamiken einer fragmentarischen Interaktion

Thorsten Benkel (Passau)

Thorsten.Benkel@uni-passau.de

Wenn Soziologinnen und Soziologen explizit die leibliche Dimension sozialen Handelns untersuchen, stellt sich bisweilen eine implizite Korrespondenzerfahrung ein: Was die anderen Körper tun, das könnte auch der Körper der ForscherIn bewerkstelligen, wenn die Situation, der Zufall, das Glück, das Unglück oder das harte Training, die notwendige Wissensvermittlung, die langfristige Ausbildung, die physische Ausstattung usw. gegeben wären. Diese zumindest imaginierbare „Vertauschung“ der körperlich-leiblichen Positionen kann bei der Erschließung des Feldes überaus hilfreich sein.

Was aber, wenn die Forschung sich mit *toten Körpern* auseinandersetzt? Die Vorstellung, dass zwischen dem forschenden und dem toten Körper eine Analogie besteht, wirkt hier befremdlich. Das Thema Tod produziert ohnehin bei vielen Menschen Distanzierungsimpulse, und dies nicht trotz, sondern gerade wegen der Gewissheit, dass dabei die eigene „physische Zukunft“ mit im Raum steht. Wer im Rahmen der *Thanatosoziologie* dennoch Annäherungen wagt, kommt nicht umhin, den eigenen Leib im toten Körper zu entdecken. Beide, Subjekt wie Objekt der Forschung, sind „Menschenkörper“ – und stehen einander doch wie Antagonisten gegenüber. Nicht das *taking the role of the other*, sondern das Auf-Abstand-Gehen gegenüber diesem „fremden Status“ ist dabei ein, im Lichte von Abwehrhaltungen auch körperlich sichtbarer, häufiger erster Impuls.

Anhand der Reaktionen beim Feldeinstieg, aber auch am Beispiel des Verhaltens etwa von Studierenden angesichts toter Körper lässt sich zeigen: Erschrecken, Ekel, Angst, konkrete Furcht vor dem eigenen Sterben und verschiedene Varianten des Unwohlseins sind die bis hin zur Ausfallerscheinung führenden Effekte dieser Konfrontation. Auch Neugier gibt es, die aber nicht per se die physische Distanz aufhebt. Was vermeintlich von den toten Körpern ausgelöst wird, ist tatsächlich ein Effekt der eigenen Zuschreibungsleistung, die der Leiche eine Position als „das Andere“ aufstempelt und dadurch überdeckt, wie nahe der lebende und der tote Körper sich faktisch sind.

Forschungen, die Pathologie, Forensik, Bestattungsriten usw. gelten, führen an die Grenzen der sozialisatorisch eingeübten Körperbeherrschung. Anstatt bloßes Werkzeug zu sein, ist der Forscherleib hier „Resonanzkörper“: den intensiven, außeralltäglichen, oft aufwühlenden Reizen und Informationen kann er nicht, oder nur durch langfristige Phasen der Adaption, reaktionslos begegnen. Die Forschung wird davon in mehrfacher Hinsicht beeinflusst, was schriftliche „Versachlichungen“ der Feldarbeit jedoch oft verschweigen. In dem Vortrag sollen Dimensionen der körperlichen Reaktion auf die „fragmentarische Interaktion“ zwischen lebendem Leib und totem Körper anhand empirischer Befunde problematisiert werden.

Einführungsnarrative und Soziologie des Spürens als Möglichkeiten für „passende Körper“

*Denisa Butnaru (Freiburg/Strasbourg)
denibutnaru@gmail.com*

Die Soziologie des Körpers und des Leibes war in den letzten Jahren einer starken Entwicklung unterworfen und die Bedeutung solcher Begriffe phänomenologischer Provenienz wie „Zwischenleiblichkeit“ (Merleau-Ponty 1945) ist immer deutlicher geworden. Diese Dimension wird besonders stark diskutiert, wenn sich Forscher mit Personen beschäftigen, die an Bewegungsstörungen (Spastik) leiden. Nach Anke Abraham ermöglicht, „die strukturelle Ähnlichkeit des Leibes, seiner Beschaffenheit und seiner Fähigkeiten, [...] so was wie ein ‚leibliches Verstehen‘“ (Abraham 2002, 191). Im Fall von Personen, die an Spastik leiden und die im Rahmen der qualitativen Sozialforschung befragt werden, wird das „leibliche Verstehen“ stärker betont. Welche körperlich-leiblichen Mechanismen werden unter solchen Umständen von Forschern benötigt, so dass das ‚leibliche Verstehen‘ – welches fundamental für die Konstruktion der Datenerhebung ist – ermöglicht wird? Wie kann man den körperlich-leiblichen Unterschieden entgegen, um einen gemeinsamen „Erfahrungsvorrat“ (Schütz 1932) zu etablieren und dafür einen „passenden“ Körper zu erzeugen?

Die phänomenologische Tradition hat schon ausführlich die wichtige Rolle, die der Leib/Körper für unsere intersubjektiven Beziehungen spielt, aufgezeigt (Husserl 1973; Schütz 1932; Merleau-Ponty 1945). Allerdings bleibt in der soziologischen Tradition, auch bei phänomenologisch-orientierten Soziologen, beispielsweise Alfred Schütz, der Körper ein Vorwand für sinnliche Modelle, die ein geistiges Übergewicht haben. Gegenwärtige, phänomenologisch inspirierte Ausrichtungen in der deutschen Soziologie (Abraham 2002; Gugutzer 2002; Gugutzer 2006; Lindemann 1992) haben versucht zu betonen, dass Leiblichkeit und ihre nicht-verbale Ebene wichtig für die Konstitution und Konstruktion des soziologischen Wissens sind. In dem erwähnten Fall der Personen, die an Bewegungsstörungen leiden, brauchen die Forscher gleichzeitig eine sich selbst hinterfragende Einstellung der eigenen Lebenswelt und eine komplementäre leibliche Disposition, die in Verbindung mit einer Soziologie des Spürens (Gugutzer 2006) zu verstehen ist. Diese Disposition soll als Einführungsnarrative entwickelt werden, in der die Sprache die fehlenden Körperhabitualitäten erfasst.

Literatur:

- Abraham, Anke (2002): Der Körper im biographischen Kontext. Ein wissenssoziologischer Beitrag. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Gugutzer, Robert (2002): Leib, Körper und Identität. Eine phänomenologisch-soziologische Untersuchung zur personalen Identität. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Gugutzer, Robert (2006): Leibliches Verstehen: zur sozialen Relevanz des Spürens. In: Rehberg, Karl-Siebert (Hrsg.): Soziale Ungleichheit, kulturelle Unterscheide: Verhandlungen des 32. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in München. Teilbd. 1 und 2. Frankfurt am Main: Campus Verl., 2006, 4536-4546.
- Husserl, Edmund (1973): Cartesianische Meditationen und Pariser Vorträge. Husserliana I. The Hague: Martinus Nijhoff.
- Lindemann, Gesa (1992): Die leiblich-affektive Konstruktion des Geschlechts. Für eine Mikrosoziologie des Geschlechts unter der Haut. In: Zeitschrift für Soziologie 5, 330-346.
- Merleau-Ponty, Maurice (1945): Phénoménologie de la perception. Paris: Gallimard.
- Schütz, Alfred (1932 [2004]): Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Konstanz: UVK.

(Ab)Wege bei der Forschung mit dem ‚eigenen‘ Körper: Ein Bericht aus der Erforschung von Taiji- und Yoga-Praxis

Clemens Eisenmann (Bielefeld/Siegen) und Robert Mitchell (Mainz)
clemens.eisenmann@uni-bielefeld.de und rmitchel@uni-mainz.de

Vor dem Hintergrund des *practice* oder *body turns* sind methodologische Überlegungen wie „carnal sociology“ (Wacquant), „existentielles Engagement“ (Honer) oder „unique adequacy requirement“ (Garfinkel) naheliegend, die den reflektierten körperlichen Einsatz der Forscherperson fordern. In unseren Fällen Taijiquan und Yoga gilt dies insbesondere aufgrund der Zentralität leibkörperlicher Praktiken sowie der damit verbundenen Suche nach ephemeren und innerlich zu erspürenden Konzepten wie *Qi* und *Prana*, welche sich zunächst der ‚naiven‘ äußerlichen Beobachtung entziehen. Ohne diesen leibkörperlichen Mitvollzug wäre sonst zu befürchten, dass wir das in der Praxis wesentliche Wissen, die Kompetenzen und Relevanzen – Garfinkel und Sudnows ‚missing what‘ – verfehlten. So setzten also die Vortragenden ihren Körper als eines der Hauptvehikel ihrer Forschungsprojekte ein. Da diese Projekte sich nun dem Ende zuneigen, befinden wir uns in der Lage, von den (Miss-)Erfolgen dieses eigenkörperlichen Einsatzes in Bezug auf die zentralen Fragen dieser Tagung zu berichten.

Nach unserem Verständnis ist die methodologische Reflexion des Verhältnisses von Körpern und Methoden nur sinnvoll in einer Trias mit dem empirischen Gegenstand zu betreiben. So werden wir anhand von Daten unserer Projekte auf Sequenzen aus Unterrichtssituationen eingehen, die sich eigenkörperlich, methodisch oder in beider Hinsicht als besonders herausfordernd erwiesen, und unseren methodischen Umgang damit beschreiben. Hierbei möchten wir einerseits zeigen, wie der Einsatz unseres Körpers erst nötiges Orientierungswissen ermöglichte und wie Passungen bestimmter Methoden mit den Fällen vorliegen. Andererseits werden wir auch auf Probleme, Grenzen und Konsequenzen hinweisen. So kommt bspw. die forschersche Tätigkeit, Daten zu registrieren und ‚festzuhalten‘, bei der Teilnahme an Praktiken, die meditative Zustände voraussetzen und bei denen ein ‚Loslassen‘ im Vordergrund steht, in Konflikte. Zudem zielen beide Fälle letztlich auf ‚ganzheitliche‘ Veränderung der Praktizierenden, die in Auseinandersetzung mit unterschiedlichen biographischen und soziologischen ‚Körpern‘ – neben Versuchen und Scheitern – die Forschenden nicht unberührt lässt. Aufgrund unserer Forschungserfahrung möchten wir auch mit Blick auf die Frage nach Möglichkeiten methodischer Schulung leiblich-körperlicher Forschungskompetenzen erste Ideen dahingehend vorstellen, dass für die Erforschung mit dem Körper neue Forschungsformen der gegenseitigen (leibkörperlichen) Unterstützung hilfreich wären.

Mit Leib und Körper Ethnografin sein

Birgit Heimerl (München)
heimerl@dji.de

Personen haben die Angewohnheit, immer und überall ihre Körper mitzunehmen. Das ist zwar für die Präsenz in sozialen Situationen höchst vorteilhaft, doch Körpern ist auch eine Selbsttätigkeit inhärent, so dass sie mitunter von ihren Eigentümern nicht leicht zu händeln sind. Das Eigengewicht des Körpers bekommen auch Ethnografen im Feld zu spüren. Für sie ist er *das* Forschungsinstrument schlechthin, denn er operiert nicht nur mit ‚allen Sinnen‘, sondern vermittelt ihnen als Leib auch das *Situative*, was Augen und Ohren nicht (unmittelbar) sehen bzw. hören können. Wie sehr die Ethnografin das, was ‚in der Luft‘ liegt, aufnimmt, wird von verschiedenen Faktoren beeinflusst: Je nachdem, was die Situation ‚schwängert‘ (z.B. Scham oder Trauer), wie durchlässig die ‚empathische Hülle‘ der Forscherin für das Geschehen ist (geht es ihr ‚unter die Haut‘, oder prallt es an ihr ab?), und wie ‚empfindlich‘ sie darauf reagiert (registriert sie es nur, oder spürt sie es?), wird sie entweder davon *betroffen* oder *mitbetroffen* sein. Diese (Mit-)Betroffenheit ist einerseits von hohem Wert, wenn es der Ethnografin gelingt, sie zu analysierbaren Daten zu machen, andererseits muss sie sie auch *situativ managen*. Dabei können sich Person, Leib und Körper als ‚Trio infernale‘ entpuppen, weil sie in einem Resonanzverhältnis stehen: Tritt der Person das situative Geschehen zu nahe, dann fungiert der Körper als räumliche Begrenzung des Leibes immer auch als dessen ‚Überdruckventil‘, mit der Folge, dass er die leibliche Empfindung *zum Ausdruck* bringt (als Schamesröte, Tränenfluss etc.) und damit riskiert, die Ethnografin ‚bloß‘ zu stellen. Wird der Körper auf diese Weise verräterisch, ist die Ethnografin als Person gefordert, denn sie muss nun zwischen Leib und Körper vermitteln. Dazu kann es nötig sein, dass sie kurzfristig als Person der Situation entflieht und damit auch aus der Rolle als Beobachterin aussteigt, bis sie ihre Fassung – und mit ihr auch ihre Fassade (Goffman) – wiedergewonnen hat.

Weil der Körper immer auch Leib ist, ist er sowohl Wahrnehmungs*instrument* als auch Wahrnehmungs*organ*. Somit ist teilnehmende Beobachtung mehr als ein rein visuelles Tun, nämlich *körperlich-leibliche Anteilnahme* am sozialen Geschehen. Wie sich diese konkret gestaltet und wie sie zum Erkenntnisgewinn genutzt werden kann, zeigt der Vortrag anhand ausgewählter Protokollsequenzen, die im Rahmen einer Studie zur Praxis der Pränataldiagnostik angefertigt wurden.

Unbehagen als Erkenntnisgewinn – zur Bedeutung leiblichen Empfindens bei der Führung der Kamera in videographischer Forschung

Veronika Magyar-Haas (Zürich)
vmagyar@ife.uzh.ch

Anhand der Analyse einer in einer Jugendeinrichtung videographierten Sequenz diskutiert der Beitrag die erkenntnisfördernde Bedeutung des Unbehagens – verstanden als leiblich-affektive Erfahrung, als wertende Stellungnahme zu sozialen Situationen – in der Phase der Datengewinnung. Die teilnehmend beobachtende und die Handkamera führende Forscherin konstituiert die Dynamiken des Feldes körperleiblich und technisch mit: ihr leibliches Empfinden, also ihr Unbehagen, ist genauso Ausdruck des Feldes wie es zugleich darauf Einfluss nimmt, was (nicht) zu videographiertem Material wird.

Videoaufnahmen sind stets ‚gerahmt‘, sodass recht vieles, was für eine Rekonstruktion sozialer, körperleiblicher Interaktionen (Haltung, Gesichtsausdruck) in ihrer Gegenseitigkeit relevant wäre, ggf. gar nicht aufgenommen werden kann. Aufschlussreich sind Sequenzen jedoch dann, wenn die Möglichkeit, die in der Szene relevanten Anwesenden frontal zu videographieren, zwar bestand, aber nicht eingelöst wurde. Wie zu zeigen sein wird, mag dies in unbehaglichen, potentiell beschämenden Situationen der Fall sein, in denen etwa die kollektiv ‚an den Pranger gestellte‘ Person gerade nicht in den ‚Blick‘ der Kamera geriet.

Mittels solcher ‚Lücken‘ in der Aufnahme wird explizit rekonstruierbar, wie der Leib der Kameraethnographin samt seiner Empfindungen als „Forschungssubjekt“ (vgl. Gugutzer 2004, 14-18) fungiert und so die Aufnahmen mitstrukturiert: ein mögliches Unbehagen mag dazu geführt haben, das Gesicht der beschämten Person nicht zusätzlich mit der Kamera zu fixieren, ihre Körperhaltung nicht zu ‚konservieren‘. Eine solche Deutung geht von einer expliziten Reflexivität des Leibes aus und mag als relevante Ergänzung zu Analysen dienen, die die Führung der Kamera als bewusst-intentionalen Akt annehmen.

Das Unbehagen als ein mit leiblicher Betroffenheit einhergehendes Gefühl – so die These – findet seinen Ausdruck im qualitativ angelegten Forschungsprozess u. a. darin, was in situ gerade nicht erhoben wurde. Unbehagen mag die Beobachtungen und die Aufnahmen leiten und darin von rekonstruierbaren, für die Forscherin relevanten, expliziten oder impliziten Normvorstellungen zeugen, gegen die verstoßen wurde. Ausgehend von solchen videographierten Sequenzen wird im Beitrag die erkenntnisfördernde Bedeutung des Unbehagens der Forscherin systematisch und ausdifferenziert beleuchtet.

Literatur:

Gugutzer, Robert (2004): *Soziologie des Körpers*. Bielefeld: transcript.

Dis-/abling Bodies: Der Körper als Subjekt in der Behinderungsforschung

Cornelia Renggli (Zürich)

cornelia.renggli@uzh.ch

Der Beitrag beruht auf Beobachtungen während meiner mehrjährigen Forschungstätigkeit zu Behinderung in der Gegenwartsgesellschaft. Diese Forschung mache ich mit dem Ansatz der Disability Studies, wonach Behinderung nicht vorgegeben, sondern Gegenstand der Untersuchung ist, sowie mit Werkzeugen der Diskursanalyse.

In der Behinderungsforschung wurde mein als nicht-behindert wahrgenommener Körper oft als unpassender Körper betrachtet. In der Wissenschaft und im Feld trat die Frage auf, ob ich behindert sei. Sie verweist auf die Erwartung, dass Behinderung erforscht, wer selbst davon betroffen ist, sowie auf die Irritation, wenn keine Behinderung sichtbar ist. Aufgrund der Erwartungsverletzung erhielt ich andere Informationen, als wenn mein Körper die Erwartungen erfüllt hätte. Die fehlende Identifikation führte auch zur Verwehrung des Zugangs zu jenen Forschungsgruppen, die aus politischen Gründen einen Körper mit Behinderung voraussetzen. Die Gruppen machen damit selbst die von ihnen in Frage gestellte Unterscheidung von Nicht-/Behinderung. Dabei handelt es sich um Identitätsprozesse, die zu ständigen Positionierungen führen und die der Beobachterin Aufschluss über soziale Prozesse im Feld geben.

Die Unterscheidung von Nicht-/Behinderung beruht in unserer Gesellschaft auf meistens am Körper festgemachten Merkmalen. Wir neigen dazu, Behinderung nur bestimmten Körpern zuzuschreiben, doch wir machen alle Behinderungserfahrungen. Solche Erfahrungen aus dem Alltag ergänzen mein Beobachtungskorpus. Sie haben u.a. zur Frage geführt, wer überhaupt Wissenschaft machen kann: Wie gesund, fit, fähig müssen die Forschungssubjekte sein? Welche Körper finden Zugang zur Wissenschaft? Wann wird eine Partizipation an Wissenschaft weshalb be- oder verhindert? Wie werden jeweils Körper und Erkenntnisproduktion in einen Zusammenhang gestellt?

Diese unterschiedlichen Beobachtungen stellen die Grundlage dar, mein Instrumentarium zu überprüfen: Insbesondere mit der teilnehmenden Beobachtung gehe ich davon aus, qua Selbstreflexion Erkenntnisse über Gesellschaft zu gewinnen, wobei der Körper gerade in meinem Feld eine wichtige Rolle spielt. Inwiefern lassen nun meine Beobachtungen diese Verallgemeinerung zu?

Der Körper des Forschers als Medium des Erkenntnisgewinns in der Ethnographie. Zur Integration des Forscherinnenkörpers in die ethnographische Erkenntnis-Dialektik von Befremdung und Vertrautmachung

Michael Staack (Frankfurt a.M.)
staack@sport.uni-frankfurt.de

In der Folge der *Wiederkehr des Körpers* bzw. des *Body Turn* in den Sozialwissenschaften erhielt der Körper auch in der Ethnographie wieder erhöhte Aufmerksamkeit. Insbesondere wurde diskutiert, wie der *Forscherkörper als Medium des Erkenntnisgewinns* funktioniere, und welches Erkenntnispotential daher seine gezielte heuristische Nutzung aufweise. Der Vortrag argumentiert, dass bei diesen erkenntnistheoretischen und -praktischen Überlegungen bislang ein entscheidender Punkt unterbelichtet blieb.

Während das zentrale Erkenntnis-Problem klassisch-ethnologischer Ethnographie (in ‚fremden‘ Kulturen) darin besteht, dass die Forscherin vor Beginn der Feldforschung prinzipiell gefangen ist in eigenkulturellen Wahrnehmungsmustern (‚Repräsentationen‘) und dann bei längerem Feldaufenthalt (und einem ‚Going Native‘) in den Wahrnehmungsmustern des Feldes, wird dieses Erkenntnis-Problem bei heutiger soziologischer Ethnographie (in der ‚eigenen‘ Kultur) ergänzt und überlagert durch ein anderes: die *mangelnde Fremdheit* des Ethnographen gegenüber dem Forschungsgegenstand. Diese alltägliche Vertrautheit erschwert bzw. verhindert gar den Gewinn qualitativ neuer Erkenntnisse.

Das Wissen um dieses Erkenntnis-Problem ist bereits kanonisiert (Breidenstein et al 2013). In Arbeiten zur heuristischen Integration des Forscherkörpers in ethnographische Analysen wird es jedoch nicht angemessen berücksichtigt. Dies führt im Extremfall zu einer bloßen Verdopplung ethnographischer Daten, wenn Beschreibungen eigener körperlicher Regungen angefertigt werden, die keine neue Erkenntnis bringen, sondern im Gegenteil ethnographische Beobachtungen naturalisierend wiederholen – und somit potentiell (hegemoniale) Repräsentationen reproduzieren.

Im Vortrag werden Möglichkeiten vorgestellt, den Forscherkörper in die ethnographische Erkenntnis-Dialektik von Befremdung und Vertrautmachung zu integrieren, um jenem ethnographischen Positivismus vorzubeugen: Strategien systematischer körperlicher Befremdung (und Wieder-Vertrautmachung) ermöglichen eine erkenntnisbringende Integration des Forscherkörpers in ethnographisches Arbeiten. Diese Strategien nutzen zwei anthropologische Spannungsverhältnisse, in denen der menschliche Körper sich befindet: Das Verhältnis von „Leib, Körper und Identität“ (Gugutzer 2002) und das Verhältnis von (körperlichem) „Rhythmus und Sinn“ (Gumbrecht 1988). Diese Spannungsverhältnisse zu nutzen, ermöglicht einerseits systematische Irritationen im Feld, um inhaltlich *neue* Erkenntnisse zu erlangen (das bloße Applizieren, Ausdifferenzieren oder Verifizieren bereits bekannter Theorien ist nicht das Anliegen ethnographischen Arbeitens). Zudem können die Erkenntnisse andererseits systematisch mit *bekannt*en körpersoziologischen Diskursen verknüpft werden.

Literatur:

Breidenstein, Georg/Hirschauer, Stefan/Kalthoff, Herbert/Nieswand, Boris (2013): Ethnografie. Die Praxis der Feldforschung. Konstanz: UVK.

Gugutzer, Robert (2002): Leib, Körper und Identität. Eine phänomenologisch-soziologische Untersuchung zur personalen Identität. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.

Gumbrecht, Hans U. (1988): Rhythmus und Sinn. In Ders./Pfeiffer, Ludwig K. (Hrsg.): Materialität der Kommunikation. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 714-729.

„grins“, „gähn“, „lol“ – Ent- und Verkörperlichungen in der Qualitativen Onlineforschung. Methodische und methodologische Überlegungen

*Carsten G. Ullrich (Duisburg-Essen) und Daniela Schiek (Hamburg)
carsten.ullrich@uni-due.de und daniela.schiek@wiso.uni-hamburg.de*

Körperlosigkeit gilt als eines der zentralen Merkmale computervermittelter Kommunikation (CMC) und damit auch von Forschungsmethoden, die auf CMC zurückgreifen. Im Vortrag soll der Frage nachgegangen werden, wie sich diese (scheinbare) Körperlosigkeit auf den Forschungsprozess bei Qualitativen Online-Methoden auswirkt. Hierfür ist zunächst zu klären, ob CMC tatsächlich (so) „körperlos“ ist. Denn wenn Körper auch wechselseitig nicht (taktile, olfaktorisch) oder nur begrenzt (auditiv, visuell) sinnlich erfahrbar sind, so folgt daraus keineswegs, dass Körperaspekte für die Kommunikation unbedeutend wären. Entsprechend sollte zwischen Körperlichkeit und Körperpräsenz (bzw. körperlicher Präsenz) unterschieden werden sowie verschiedene Formen und Grade von Körperlichkeit.

Im Hauptteil des Vortrags soll die Wirkung der (konkretisierten) „Körperlosigkeit“ auf den qualitativen Forschungsprozess diskutiert werden. Dabei soll die Rolle der Forschenden bei der Datenerhebung mittels reaktiv-schriftlicher Verfahren (E-Interviews, Online-Gruppendiskussionen) im Fokus stehen.

Die Datenerhebungssituation in der Onlineforschung ist vor allem durch die nicht-vorhandene körperliche Präsenz von Forscher/innen und Beforschten gekennzeichnet. Meist findet diese Forschung „lokal“ statt, ohne dass es in irgendeiner Phase des Forschungsprozesses zu einer Face-to-face-Begegnung kommt. Hier ist u.a. nach den Folgen zu fragen, wenn Forscher/innen nicht „körperlich“ erscheinen (z.B. für Feldzugang und -akzeptanz oder für die Gestaltung von Interviews). Ein möglicher Vorteil kann hier darin gesehen werden, dass Einflüsse körperlicher Merkmale der Forscher/innen (wie Alter oder Geschlecht) auf die Erhebungssituation vermieden werden. Von den Befragten kann die eigene „Körperlosigkeit“ zudem als entlastend empfunden werden.

Eine Besonderheit der Internetkommunikation besteht aber auch darin, dass sie häufig „verkörperlicht“ wird, etwa indem Körperaspekte mitgeteilt werden, u.a. durch Akronyme („lol“, „rofl“, „afk“) und Inflektive („grins“, „gähn“). Diese „Körpersignale“ unterscheiden sich jedoch dadurch grundlegend von denen in Face-to-face-Situationen, dass sie gezielt mitgeteilt werden (müssen). CMC-Beteiligte haben also die Kontrolle darüber, ob und was sie von ihrem Körper mitteilen. Hier ist u.a. zu klären, wie Forschende damit umgehen: Handelt es sich um „authentische“ Körpersignale? Welche (z.B. para- und nonverbale Signale) fehlen (dennoch) zum Verstehen von Äußerungen (und „fehlen“ sie überhaupt)? Wie ist mit der Selektivität einer kontrollierten Übermittlung verschrifteter Körpersignale und der Möglichkeit von Täuschungen umzugehen? Müssen hierfür spezifische Kompetenzen, etwa bei der Interviewführung, ausgebildet werden?

Auch forschungsethische Fragen sind hiervon berührt: Sind Forschende z.B. zur reziproken Herstellung von Körperlichkeit verpflichtet, wenn ihnen Körperaspekte offenbart werden? Wie „körperlos“ dürfen Forschende bleiben, wenn sie körpersensible Bereiche erforschen?

Abschließend soll verdeutlicht werden, dass „körperlose“ Qualitative Onlineforschung zu einer ganz eigenen Datenform und -qualität führt und was dies für die interpretative Analyse bedeutet.